

bsz

bärner studizytig

AZB CH-3012 Bern

bärner studizytig #4 juni 2016

- **Puff-Betreiberinnen mit Hochschulabschluss**
- **Portrait: Reinhard Schulze**
- **Hacktivist im Deep-Web**
- **Im Gespräch mit dem Präsidium der Operation Libero**
- **SUB-Seiten: Studieren in Bern, Neuenburg und Freiburg**



«Ich höre
Headbangers
auf Radio RaBe»



«Ich höre
Schlagerwelt auf
Radio RaBe»



«Ich höre
Radio Silbergrau
auf Radio RaBe»

www.rabe.ch



Editorial

#4

Liebe Freundinnen und Freunde des ungeschützten Feierabendverkehrs,

«Bonus vir semper tiro.» Dieses Sprichwort, das schon die alten Griechen nicht verstanden – weil es lateinisch ist – verstehen auch wir nicht. Trotzdem hat es die emsigen Hände und Händinnen unserer Redaktoren zu Meisterwerken angeleitet. Aber gib einem Haselhuhn eine Schreibmaschine und unendlich viel Zeit und es wird dir – fehlerfrei – sämtliche Werke Hemingways auf Altfranzösisch eintippen.

Wir beschäftigen uns zwar in dieser Ausgabe weder mit Haselhühnern noch mit Hemingway, dafür mit anderen, nicht minder interessanten Hs: Hacker, Herr Schulze und Bordellbetreiberinnen mit Hochschulabschluss.

Item, wer sich als systemkritischer Revoluzzer nach Island absetzen und Schwimmler in einem Geysir werden will, anstatt seriös sein Studium zu beenden, wird von der Operation Libero eines Besseren belehrt: Der Wirtschaftsliberalismus scheint zu leben. Verzaget also nicht, ihr vom System gebeutelten BWLerInnen!

Weiter hat uns der ehrenwerte Dekan Herr Prof. Dr. Peter V. Kunz erklärt, dass die Badeschlappen in die Badi gehören, schliesslich sei die Uni nicht das Marzili.

Apropos Badeschlappen: Schöne Semesterferien!

Eure Redaktion
redaktion@studizytig.ch

inägspienzlet 4

– Das Start-up im
Rotlichtmilieu

charaktergring 7

– Reinhard Schulze

ännet dr gränzä 10

– Den Teenagern das
Deep Web

drigschnuret 16

– Aller guter Rat kommt von
oben

plöiderlet 18

... mit dem Präsidium der
Operation Libero

wärweisetä 24

grümschelichschtä 25

sub-seiten 26

– Bildungscoalition
– Benefri-Netzwerk
– Kampagne «Zu nah»;
Aktuelles aus dem SR



Das Start-up im Rotlichtmilieu

Wenn sich der Nebenjob um die schönste Nebensache dreht: Zwei Studentinnen steigen ins Geschäft mit der käuflichen Liebe ein und werden Bordellbesitzerinnen.

Ein gelbes Haus in Wabern und eine Türklingel mit der Aufschrift: «1. Stock». Nichts verrät von aussen, was in der kleinen Wohnung vor sich ging, und trotzdem wussten es alle. Vor fast zwei Jahren kündigte ein Bericht in der «Berner Zeitung» die Schliessung des dort ansässigen Erotikbetriebs «Studio Delicious» an. Mittlerweile ist es soweit: Der Schuhabtreter «Members only» vor der Eingangstür ist verschwunden, ebenso die regelmässig vor dem Haus parkierten Autos mit deutschen und tschechischen Nummernschildern. Das Studio soll zwei jungen Frauen gehören. Wer sind die beiden und wie kommen sie dazu, ein Geschäft zu betreiben, das vom Verkauf körperlicher Liebe lebt? Nach langer Suche stosse ich in einem Online-Forum für Freier auf eine Handynummer. Sie gehört Anna. Entgegen meinen Erwartungen sagt sie sofort zu, als ich sie nach einem Treffen frage. Ob's okay sei, wenn sie in Malerkleidern erscheine, fragt sie. Die Wohnung in Wabern wird momentan gerade ausgeräumt und bis Ende Woche

muss alles draussen sein, die Wände gestrichen, die Dekorationen und Accessoires entfernt.

Der kleine Nebenverdienst

Anna sitzt schon an einem Tischchen, als ich eintreffe, eine Zigarette zwischen ihren blassen, feinen Fingern. «Geboren bin ich in Brasilien, es war das Studium, das mich hierhergeführt hat. Und auch das Interesse, eine neue Kultur kennenzulernen.» Mittlerweile wohnt sie schon einige Jahre in der Schweiz und denkt nicht mehr an ein Zurückkehren in das Land, in dem ihre Familie lebt. Wenn sie zwischen zwei Zügen an der Zigarette von ihrer Geschichte erzählt, hört man den schwierig einzuordnenden Dialekt noch raus. Ansonsten gibt es nicht mehr viel, das an ihre Herkunft erinnert. Ihr Mann ist Schweizer, ihre Freundinnen und Freunde leben hier. «Ich begann an der Uni ein Wirtschaftsstudium und lernte dabei meine gute Freundin Carol kennen. Neben dem Studium habe ich immer gear-

beitet, häufig im Gastgewerbe, und als ich dann mal wieder auf Jobsuche war, sprach mich Carol an. Sie meinte, sie hätte einen perfekten Job für mich, weil ich nebst Portugiesisch auch gut Französisch und Englisch spreche. Ich wusste, dass Carol zu dieser Zeit mit ihrem Mann in einem Geschäft arbeitete, hatte aber ehrlich gesagt keine Ahnung, worum es dabei ging.» Wie sich herausstellt, betreibt dieses Unternehmen eine bekannte Schweizer Internetseite, auf welcher Frauen ihre sexuellen

«Wir gehen mal zusammen einen Kaffee trinken, sprechen über den Sex mit dem letzten Kunden»

Dienste anbieten. «Im ersten Moment war ich irritiert – in Brasilien ist Prostitution verboten. Trotzdem ging ich ein paarmal mit Carol zur Arbeit und verlor so ein bisschen die Vorbehalte gegenüber diesem Thema. Es war eine normale Arbeit und nichts Schmutziges, wie ich mir das vorgestellt hatte.» Zweifel verfliegen und Anna steigt mit ein. Gemeinsam mit Carol kümmert sie sich um die Online-Profile der Damen. Die beiden besuchen Rotlichtbetriebe in der Schweiz, fotografieren die halbnackten Inserentinnen und schreiben Texte für die Internetseite.

Schritt in die Selbstständigkeit

Doch der Aufwand ist gross und ab einem gewissen Punkt werden auch die Noten im Studium schlechter. «Die Uni war das Wichtigste für mich und ich konnte es mir nicht mehr leisten, so viel zu arbeiten. Wir waren eigentlich die ganze Zeit unterwegs, viel in der Westschweiz, wohnten aber in der Deutschschweiz. Zu dieser Zeit wuchs eine Idee in uns. Wir kannten mittlerweile das Geschäft, kannten viele Etablissements und Sexarbeiterinnen. Weshalb nicht einen eigenen Betrieb eröffnen?» Die beiden Studentinnen machen sich also selbstständig und auf die Suche nach einem geeigneten Standort. Kein einfaches Unterfangen, wie sich bald herausstellt. In einem ausgetrockneten Wohnungsmarkt einen Vermieter zu überzeugen, seine Wohnung an ein Etablissement zu vermieten, gestaltet sich als denkbar schwierig. In Basel an der Steinentorstrasse werden sie dann fündig. Unter dem Namen «Studio Delicious» eröffnen sie ihren ersten Betrieb, während sie nebenbei Wirtschaft studieren. «Doch das Geschäft in Basel lief schlecht», erinnert sich Anna, «die Mädchen waren undiszipliniert und auch wir selbst noch zu unerfahren.» Kurz darauf bietet sich den beiden aber eine neue Gelegenheit: In Wabern bei Bern können

«Wir kannten mittlerweile das Geschäft, kannten viele Etablissements und Sexarbeiterinnen. Weshalb also nicht einen eigenen Betrieb eröffnen?»

sie eine Wohnung mieten. So verlegt der Betrieb schon nach einem halben Jahr seinen Standort. Das Geschäftsmodell aber bleibt dasselbe: Die beiden vermieten einzelne Zimmer an Frauen, die jeweils für ein paar Wochen einziehen und auf eigene Rechnung arbeiten. Anna und Carol selbst leben unterdessen in der Zentralschweiz.

Ein interessanter Job

«Wir vermieteten eigentlich eine WG. Die Girls kommen aus Deutschland, Polen oder dem Ostblock und bleiben fast nie länger als einen Monat. So machen wir zwar weniger Geld als ein Laufhaus, haben aber auch weniger Aufwand und mehr Flexibilität. Die Frauen zahlen uns nur die Miete und können selbst über ihre Arbeit bestimmen.» Ihre Freundinnen und Freunde wissen, wie die beiden ihr Geld verdienen. Ein Problem damit hat niemand. «Die meisten meiner Verwandten in Brasilien kennen meinen Job hier in der Schweiz. Meinen Grosseletern habe ich's nicht erzählt, das ist eine andere Generation. Auch meine Mutter war zu Beginn skeptisch, das ist doch normal, sie liebt mich.» Auf die Frage, wie denn ihre Berufsbezeichnung lautet, antwortet sie mit einem Lächeln: «Ich arbeite im ‚Service Department‘.» Anfangs bin ich noch erstaunt, wie ehrlich Anna über ihre Arbeit spricht, doch je länger ich zuhöre, desto mehr begreife ich, dass es ihr dabei vor al-

lem ums Geschäft geht und sie keinen Grund sieht, jemandem etwas vorzumachen. «Es ist ein interessanter Job. Die Gesellschaft hat kaum Kontakt mit dieser Industrie, man will nicht darüber sprechen. So entstehen Vorurteile über Alkohol, Drogen und Gewalt, die aber nicht zutreffen. Im Normalfall läuft auch bei uns immer alles seriös und wir schauen, dass die Girls ihre Arbeit normal erledigen können.»

Keine Bewilligung

Prostitution ist in der Schweiz legal, im Gegensatz zu Ländern wie Frankreich oder Schweden. Der Bundesrat sprach sich 2015 explizit gegen ein Verbot aus. Er forderte aber, das Angebot mit gesetzlichen Massnahmen einzudämmen. Mittlerweile müssen Erotikbetriebe im Kanton Bern eine entsprechende Bewilligung vom Statthalteramt einholen, dies gilt auch für das Etablissement von Anna und Carol. Der entsprechende Antrag wird allerdings abgelehnt, das Studio sei nicht zonenkonform, da es in einer gemischten Wohnzone liegt. Ein Bericht im Quartierblatt «Wabern-Post» anfangs 2014 spricht zudem von verärgerten Anwohnern, ohne näher auf diese einzugehen. Darauf angesprochen, zeigt sich Anna erstaunt: «Wir erhielten praktisch nie Reklamationen, von Problemen mit Nachbarn ist mir nichts bekannt. Es ist auch in unserem Interesse, nicht zu viel Aufsehen zu erregen.

«Die Mädchen arbeiten schon den ganzen Tag mit Männern und haben daher zu uns ein besseres und freundlicheres Verhältnis»

Direkt unter unserem Betrieb ist eine Pizzeria, nebenan das Migrationsamt, ein Tierarzt, ein Coiffeur – jemand muss gehen, und das sind natürlich wir.»

Wer macht's freiwillig?

Vom Statthalteramt erhielt das «Studio Delicious» eine Frist bis April 2016, nun sind die Türen geschlossen. In die leerstehende Wohnung sollen bald Nachmieter einziehen. Carol und Anna haben deswegen aber keine Existenzängste. «Im Moment besitzen wir zwei weitere Adressen im Grossraum Bern, welche der Öffentlichkeit weniger bekannt sind. Das ist besser für uns und die Frauen, die dort arbeiten. Seit dem Bericht in der BZ erhielt das Studio in Wabern zu viel Aufmerksamkeit. Das war für die Frauen nicht schön und auch für uns nicht. Diskretion gehört zum Geschäft.» Die Offenheit, mit der Anna darüber spricht, scheint ihre Art zu sein, um einer öffentlich stigmatisierten Branche etwas Greifbares zu geben und mit schmutzigen Klischees aufzuräumen. Wer sich die Betreiberin eines Erotikbetriebs vorstellt, sieht sich wohl eher mit popkulturellen Klischees von dicken Puffmüttern konfrontiert. Eine knallharte Businesslady wie Anna scheint da zuerst weniger ins Bild zu

passen. Wie kommt man als Frau in diesem Geschäft zurecht? «Wir haben als Frauen sicher gewisse Vorteile. Die Mädchen arbeiten schon den ganzen Tag mit Männern und haben daher zu uns ein besseres und freundschaftlicheres Verhältnis. Dazu gehört auch, ehrlich über Probleme zu reden. Wir wollen immer sicher sein, dass alle Frauen, die für uns arbeiten, das freiwillig machen und keinen Zuhälter haben. Das kann man nicht einfach so fragen, das muss man rausspüren. Wir gehen mal zusammen einen Kaffee trinken, sprechen über den Sex mit dem letzten Kunden oder wie's ihnen so bei der Arbeit läuft.»

An Nachschub scheint es zumindest nicht zu mangeln, die Wirtschaftskrise hat viele Mädchen ins Rotlichtmilieu getrieben. Die Frage nach der Freiwilligkeit ist da schon etwas schwieriger zu beantworten. «Viele Frauen verkaufen ihren Körper, weil es ihnen finanziell schlecht geht und sie nehmen müssen, was möglich ist. Darunter sind solche, die sich von ihrem Mann getrennt oder den Job verloren haben. Kaum eine arbeitet zum Spass in dieser Branche, aber das trifft doch auf viele Jobs zu. Wenn jemand aussteigen will, helfen wir gerne mit und geben Tipps für die Jobsuche. Ich will einen normalen Betrieb und dass jede, die dort arbeitet, das auch selbst so will. Wir sind ja alles nur Menschen.»

Die goldene Zukunft

Für Carol und Anna scheint sich das Geschäft zu lohnen; seit vier Jahren konzentrieren sie sich ausschliesslich auf die Arbeit im ältesten Gewerbe der Menschheit. Nach dem Studium arbeiteten sie zeitweise bei einer Maschinenfirma, respektive im Accountingbereich, haben aber bald wieder gekündigt. «Wir haben einen Wirtschaftsabschluss und könnten auch eine andere Stelle finden, aber unsere Karriere geht momentan steil bergauf. Als Angestellte würde ich wohl ähnlich viel verdienen wie jetzt, doch ich geniesse meine Flexibilität und Freiheit. Wenn ich

in die Ferien gehen will, gibt's niemanden, der mir das verbietet, wir müssen uns nur gemeinsam absprechen. Unsere Aussichten, das Geschäft zu vergrössern, sind momentan sehr gut, aber damit steigt auch das Risiko. Eine Gesetzesänderung kann alles zerstören. So wie es in Wabern geschehen ist.» Zudem ist die Nachfrage nach käuflichem Sex beschränkt: «Der Markt wird nicht grösser, wir dürfen uns nicht selbst zur Konkurrenz werden. Mit mehr Betrieben würden sich unsere Frauen nur gegenseitig die Kunden wegnehmen. Für uns gibt's daher zwei Optionen: Wir werden zur Kette und expandieren oder wir bleiben in Bern und vergrössern unsere Firma, indem wir etwa ins Immobiliengeschäft einsteigen. Wir haben auch schon versucht, unser Angebot zu erweitern und mehrere Services anzubieten. Das mit dem Kondomverkauf lief aber nicht so gut.»

Als ich das nächste Mal an dem gelben Haus in Wabern vorbeikomme bleibe ich kurz stehen. Aus dem Restaurant im Erdgeschoss dringt der Duft von knusprigem Pizzateig. Ich werfe einen Blick auf die Türklingeln neben dem Hauseingang. Auf dem billigen Schildchen steht immer noch, ebenso kryptisch wie unmissverständlich: «1. Stock». **text: luca hubschmied; bild: zvg, XENIA, Fachstelle Sexarbeit**

«Bisschen mehr Ruhe, dann gelingt es viel besser»

In Zeiten von Flüchtlingskrisen und Terroranschlägen ist Reinhard Schulze in den Medien gefragt wie kaum ein Wissenschaftler. Der Professor für Islamwissenschaften an der Universität Bern ist der Experte, wenn es um Fragen rund um die muslimische Welt geht. Bei einem Besuch wollen wir herausfinden, wer hinter dem Experten steckt und welches Verhältnis er zu den Medien pflegt.

Zum gewohnt finsternen Blick Reinhard Schulzes gesellt sich ein freundliches Lächeln. Dann die Gelassenheit in der Stimme. Die Bücher in seinem Büro scheinen den Lärm der Aussenwelt zu schlucken. Sie erzeugen eine ungewohnte Ruhe im Raum. Schulzes Miene ähnelt jener eines Sportlers im letzten Karriereviertel. Oder vielleicht jener eines ehemaligen Bundesrates. Zu viele Fragen bekam er wohl schon gestellt, als dass noch eine Spur von Neugierde vor einem Interview übrig sein könnte. Eine Art Erwartungslosigkeit, die man ihm doch auch etwas übel nehmen muss. Vor allem deshalb, weil sie den Eindruck vermittelt, dass es hier nichts Neues zu erfahren gibt.

Das Händeschütteln

Fast täglich kämen Anfragen von Medien, erzählt Schulze. Manchmal beantwortet er sie. Manchmal nicht. Manchmal versteht er, «dass sie in der Öffentlichkeit diskutiert werden, da für eine Urteilsbildung nicht hinreichende Projektionen da sind». Manchmal sind es Fragen zu Dis-

kursen in der Öffentlichkeit, die «schlicht kein Thema sind». Etwa bei einem Drittel bis der Hälfte der Medienanfragen, erteile er eine Absage. Die Diskussion um zwei muslimische Schüler, die der Lehrerin nicht die Hand geben wollten, führt Schulze als Beispiel an: «Wenn es so weit kommt, dass sich eine Bundesrätin zu der Ge-

«Jeder weiss, wer die Young Boys sind, darüber müssen wir nicht diskutieren. Aber was wissen wir schon über das Händeschütteln?»

schichte äussert, dann muss man sich schon fragen: Ist hier die Verhältnismässigkeit noch gewahrt?»

Kritik an den Medien, wie sie von allen Seiten kommt. Auch von jenen, wie Reinhard Schulze, die sich trotzdem täglich mit ihnen herumschlagen. Oder herumschlagen müssen, findet auch Schulze: «Das ist eine moralische Verantwortung, die in dem Moment entsteht, wo die Öffentlichkeit ein Informationsbedürfnis hat.»

Definitiv ungenügend

Mit aktuellen Entwicklungen beschäftigt sich Reinhard Schulze seit seiner Habilitation in den 80er Jahren. Eine Zeit, in der sich niemand für seine Forschung interessierte. Niemand wusste, was der Islam ist. Und vor allem auch: Niemand glaubte zu wissen, was der Islam ist. Die Terroranschläge vom 11. September 2001 liessen eine öffentliche Diskussion aufblühen. Sie liess nach, bis sie mit der Lancierung der Minarettinitiative 2007 erneut aufkam. Der Bürgerkrieg in Syrien,

«Wenn es so weit kommt, dass sich eine Bundesrätin zu der Geschichte äussert, dann muss man sich schon fragen: Ist hier die Verhältnismässigkeit noch gewahrt?»

die Flüchtlinge, der IS begeben heute die tägliche Berichterstattung. Eine Berichterstattung, der Schulze die Note «definitiv ungenügend» gibt: «Wir sind nicht mehr in den 90er oder in den Nullerjahren. Wir haben heute komplizierte Verhältnisse und die verlangen neue Formen der Informationsgestaltung.» Man müsse von den Medien erwarten können, dass sie nicht allein bei ihren alten Formaten bleiben, dass sie dynamischer werden. Man könne unbekannt Themen nicht den gleichen kleinen Raum zuweisen, wie einem Fussballspiel. «Jeder weiss, wer die Young Boys sind, darüber müssen wir nicht diskutieren. Aber was wissen wir schon über das Händeschütteln?»

Der «sogenannte Islamische Staat»

Die Frage kommt nicht vom Wissenschaftler Schulze. Die Frage kommt vom Rhetoriker Schulze. Einem Rhetoriker, der versteht, wie die Sprache der Medien funktioniert. Der sich anpasst, den Medien einen Schritt entgegenkommt. Der aber auch weiss, wann er sprachlich keine Kompromisse eingehen will. Seine Ausführungen sind inhaltlich redundant, geprägt von Vergleichen, ergänzt durch Beispiele. Klar, unmissverständlich, strukturiert. Er spricht nie vom «Islamischen Staat», immer vom «sogenannten Islamischen Staat». Und es sei auch keine «Angst», die der IS als Waffe nutze: «Haben Sie mal einen angstvollen Menschen erlebt? Das sieht ganz anders aus. Ich hab ein bisschen den Eindruck, dass man die Unsicherheit, die Vorurteile oder die Ressentiments, die entstehen, sehr schnell mit dem Begriff ‚Angst‘ zusammenfasst, um eine bestimmte Befindlichkeit zu beschreiben. Aber Angst, wirklich Angst, das ist was völlig anderes.» Ein zu grosser Begriff sei es, für eine andere Situation. Und so fällt die Einigung auf den Begriff «Unsicherheit», um das Gefühl zu beschreiben, das durch Terror oder teils auch durch Migration entsteht.

Ein bisschen mehr Ruhe

Reinhard Schulze hat neben Islamwissenschaft und Semiotik auch Linguistik und Romanistik studiert. Man erkennt hinter dem Rhetoriker Schulze wieder den Wissenschaftler, wenn er von seiner Wahrnehmung der Diskussionen in der Öffentlichkeit spricht. Sie würden zu oft so ablaufen, dass die Diskussionsteil-

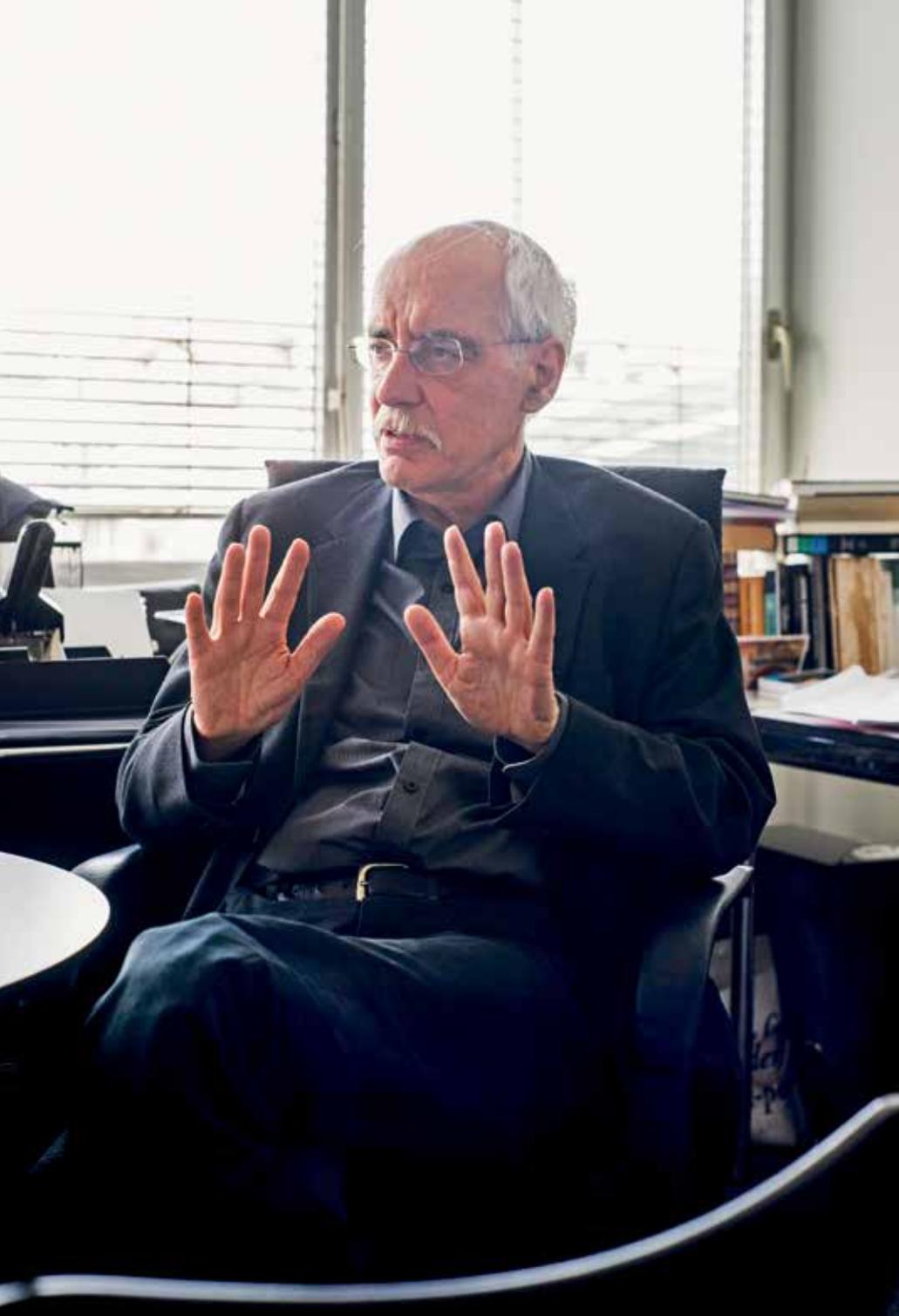
nehmenden bereits über ein Urteil verfügen. Dann werde das Urteil diskutiert, die Einstellung. Doch es geben Situationen, in denen man gar keine Meinung haben kann, weil wir nicht genügend informiert seien. «Um zu einer vernünftigen Urteilsfindung zu kommen, braucht es ein bisschen mehr Zeit, ein bisschen mehr Bescheidenheit, bisschen mehr Ruhe, dann gelingt es viel besser.»

Chaos und Unsicherheit

Aller Kritik zum Trotz findet Schulze auch lobende Worte für die vierte Macht im Staat. «Es gibt wirklich Medien, von denen ich das Gefühl habe, dass sie auch mit schwierigen Situationen gut umgehen können.» Gerade bei der Berichterstattung über die Terroranschläge in Brüssel hätten die belgischen Medien einen exzellenten Job gemacht. Sie hätten sich wirklich bemüht, die Informationen zu ordnen, Ordnung zu schaffen, damit die Bevölkerung nicht in Panik verfällt.

Die Bevölkerung werde lernen müssen, mit der Unsicherheit umzugehen, die durch den Terror entsteht, so Schulze. Man müsse der Bevölkerung Informationen an die Hand geben, damit diese Unsicherheit nicht mehr so dominant ist. Weil die Terroristen genau das wollen: Chaos stiften.

Die Unsicherheit verspürt auch er selbst. Sie sei berechtigt und verständlich. Auch am Institut hätte man Sicherheitsmassnahmen getroffen wegen Drohungen. Doch die Gesellschaft müsse sich damit auseinandersetzen: «Was produziert Unsicherheit? Welche Befürchtungen, welche persönlichen Befürchtungen, entstehen? Welche Veränderungen sind realis-



«Um zu einer vernünftigen Urteilsfindung zu kommen, braucht es ein bisschen mehr Zeit, ein bisschen mehr Bescheidenheit, bisschen mehr Ruhe, dann gelingt es viel besser.»

tisch? Wie können wir sie bewältigen? Es gäbe tausend Möglichkeiten, darüber zu sprechen.» In zehn Jahren werden wir wissen, dass wir gelernt haben, ist Schulze überzeugt.

Die Macht des Experten

Und man glaubt ihm. Deshalb, weil er es selbst glaubt und weil er es sagt. Reinhard Schulze ist in der Tat ein Rhetoriker, auf seine eigene Art und Weise. Nicht so, wie Barack Obama oder Donald Trump Rhetoriker sind. Reinhard Schulze ist Rhetoriker durch seine Authentizität. Eine Authentizität, die einen Gegenpol zu den

skandalisierenden Medien und Wahrheiten verdrehenden PolitikerInnen darstellt. Und das hat viel mit seinem Umgang mit der Sprache zu tun. Das hat aber auch viel mit seiner Rolle als Experte zu tun. Die Figur des Experten hat gerade in der letzten Zeit viel an Macht gewonnen, wie er selbst sagt. «Die Universität schafft es schon, gewisse öffentliche Anschauungen in eine Rechtfertigungshaltung zu bringen.»

Schulze beobachtet eine Entwicklung in den Medien. «Vor einigen Jahren, sagen wir so von 2005 bis 2010 konnten die Medien noch skandalisieren bis zum geht nicht mehr, das ist heute nicht

mehr möglich.» In der immer schneller werdenden Medienwelt sehen sich Medien, die noch Mehrwert bringen wollen, zunehmend gezwungen, auf Expertenwissen zurückzugreifen. So findet laut Schulze zur Zeit eine Art Korrektur statt: «Plötzlich müssen sich die Medien vor mir rechtfertigen.» Und wenn Schulze das Händeschütteln muslimischer Schüler nicht als öffentlichkeitsrelevantes Thema erachtet, wird es schlicht nicht kommentiert. **text: livia middendorp; bild: sam von dach**





title// .onion; subtitle// den teenagern das

Wo werden Terroristen gärgert und Weltkonzerne blossgestellt? Mit Maus und Tastatur lässt sich einiges anrichten.

W beobachtet das Weltgeschehen sehr genau. Für einen Teenager. Er verbringt viel Zeit am Computer. Während seine Altersgenossen Videospiele spielen, recherchiert W im Internet. Er sucht nach dem Bösen, nach den Abgründen in der Gesellschaft, nach Chemiekonzernen, die Sondermüll in Teiche werfen, nach Politikern, die grosse Koffer mit Zahlenschlössern entgegennehmen, nach Terrororganisationen, die online Gläubige radikalieren und rekrutieren. Manchmal erhält er auch Hinweise aus zweiter Hand. Er und seine Gruppe haben ein ganzes Netzwerk von Informanten und Whistleblowern.

Die Tiefsee des Internets

Wenn Suchmaschinen wie Google, Yahoo oder Bing ihre Fangnetze auswerfen, dann finden sie bei weitem nicht alle Webseiten. Sie sammeln nur, was sich im seichten Wasser unter der Oberfläche tummelt. Darunter liegt das Deep Web, die nicht indizierte Tiefsee des Internets. Es ist der Ort, an dem Hacktivisten kommunizieren – nicht unsichtbar, aber auch nicht leicht zu finden. Hacktivisten sind ethische Hacker, auch W zählt sich zu ihnen. Will man dorthin vordringen, wo URL-Adressen nicht auf .com oder

.org, sondern auf .onion enden, braucht man den Tor-Browser, gewissermassen das U-Boot unter den Internetbrowsern. Diese Druckkabinen verspricht als kleine Zugabe beinahe perfekte Anonymität.

Das Internetforum «code:green» ist eines dieser Deep Web-Foren, auf denen sich Hacktivist*innen organisieren. Es ist eine Plattform für Hacker und Sympathisanten, aber auch für Informanten und Whistleblower, die einen sicheren Hafen suchen, an dem sie ihre brisanten Funde anonym platzieren können. Hier nehmen viele Angriffe ihren Anfang. Haufenweise werben die User des Forums für kleine und grosse Cyberangriffe: Der Sohn eines kubanischen Unternehmers will Hacker davon überzeugen, seine Regierung zu attackieren. Weil er aber keine Beweise für seine Anschuldigungen liefert, findet er keine MitstreiterInnen. Deutlich mehr Zuspruch erhält ein User, der einen Text gegen die französische Regierung geschrieben hat, der nur so vor politischem Eifer sprüht. Schon über sechzehn Seiten ziehen sich die Antworten seiner Sympathisanten. Es sind hundert oder mehr User, die ihre Solidarität bekunden und sich bereit erklären, bei einem Angriff auf die offizielle Webseite der französischen Regierung teilzunehmen, der 2017

stattfinden soll. Frankreich sei keinen Deut besser als die USA, schreibt der Initiant mit dem Namen «Noctemensis». Sobald ein Krieg ausbreche, zögere Frankreich keine Sekunde, um die Region auszubeuten und zu kolonialisieren: «Country of human rights??? Bullshits! Even french peoples lose all their rights, day after day!» Zudem glaubt er zu wissen, dass eine Gruppe abtrünniger Hacker für den ehemaligen französischen Präsidenten Nicolas Sarkozy arbeitet und Webseiten attackiert, die kritisch über «den Diktator» schreiben, wie «Noctemensis» Sarkozy nennt.

Mails nur verschlüsselt!

Schon als kleiner Junge war W technikaffin, hatte ständig etwas Elektronisches in den Fingern. Mit sieben Jahren fing er an, mit Computern zu experimentieren. Mittels der Programmiersprache DOS schrieb er rudimentäre Software. Mit zehn knackte er zum ersten Mal das Wifi-Passwort seiner Eltern. Zwei Jahre später begann er, andere Computer zu hacken. Seine Fähigkeiten trainiert W im «Offensive Security Penetration Testing Lab», einem Netzwerk der Firma «Offensive Security», das extra dafür gemacht ist, von Hackern wie W angegriffen zu werden.

deep web

W kann man nicht treffen. Man kann auch nicht mit ihm skypen. Er hat keinen Namen, nur ein Pseudonym. Der Teenager lässt grosse Vorsicht walten, besonders, wenn er mit Aussenstehenden, also mit Nicht-Hacktivisten, kommuniziert. Er will genau wissen, mit wem er es zu tun hat, selbst aber im Schatten bleiben. Für die Echtheit seiner Identität könne er nicht mehr als sein Wort geben, sagt er. Den E-Mail-Verkehr über die üblichen Provider im Surface Web – so nennen Hacktivistinnen das normale Internet – lehnt er ab. Auch das Forum «code:green» ist ihm nicht sicher genug. Stattdessen kommuniziert er über den verschlüsselten E-Mail-Dienst «SquirrelMail». Zugriff darauf hat man nur mit dem Tor-Browser.

Freude an der Zerstörung

Die Guy-Fawkes Maske gibt dem Hacktivistinnen-Kollektiv «Anonymous» ein Gesicht. Spätestens seit dem Film «V for Vendetta» ist sie berühmt. Ein dünner Schnurrbart, der sich entlang der Oberlippe über das bleiche Gesicht zu den rosa Backen zieht. Die hämisch grinsende Frat-

ze mit den roten Lippen ist zum Symbol für den virtuellen Widerstand geworden.

Vor wenigen Jahren hackten Mitglieder von Anonymous mehrere Onlinedienste von Sony. Über 100 Millionen Datensätze von registrierten Kunden wur-

wohl sich unter den gestohlenen Daten auch unzählige Kreditkartennummern befanden, hatte Anonymous nie eine Bereicherungsabsicht. Das Motiv war ein anderes: Sony führte einen Prozess gegen die Hacker George Hotz und Alexander Ego-

**W merkte, dass er
am Computerdisplay einen
grösseren Einfluss auf das
Weltgeschehen nehmen konnte,
als an der Urne.**

den entwendet. Für Sony war der Angriff eine kleine Katastrophe, obschon der Konzern den selbst bezifferten Schaden in der Höhe von 120 Millionen US-Dollar ohne weiteres verkraften konnte. Viel schlimmer war der Imageschaden. Anonymous war es gelungen, einem der grössten Computerkonzerne vor den Augen der Weltöffentlichkeit die Hosen runterzulassen. Ob-

renkov. Die beiden Angeklagten hatten das alternative Betriebssystem Linux auf der Playstation 3 von Sony installiert und die Anleitung dafür ins Internet gestellt.

W war zum Zeitpunkt der «Operation Sony» zarte zwölf Jahre jung. Auch er hatte sich am Angriff beteiligt. Es war eine sogenannte DDOS-Attacke gewesen – dabei werden so viele virtuelle Anfragen an

einen Server geschickt, bis dieser mit der Datenmenge überfordert ist und kollabiert, eine beliebte Methode, um Webseiten schnell und unkompliziert lahmzulegen. Noch heute ist W überzeugt, damals das Richtige getan zu haben. Er bereue nichts, auch nicht den Kollateralschaden, der bei den Kunden von Sony entstand. Über mehrere Wochen konnten Millionen von Spielern den Onlinedienst ihrer Spielkonsolen nicht nutzen. W empfindet bei manchen Angriffen sogar Freude an der Zerstörung. Er genießt den Gedanken, dass irgendein armer Angestellter seinem Chef dann erklären muss, warum er den Angriff nicht verhindern konnte.

Hacken statt wählen

W sieht Hacktivismus als eine Art Ersatz-Wahlrecht. Mit seinen siebzehn Jahren ist der Teenager aus dem Osten der USA noch zu jung zum Wählen. Eine Zeit lang fühlte sich W deshalb machtlos. Bis er merkte, dass er vor dem Computerdisplay einen grösseren Einfluss auf das Weltgeschehen nehmen konnte als an der Urne. Hacktivismus sei das Medium seiner Generation, um etwas zu bewegen, sagt W. Er ist mit seinem jungen Alter unter Hacktivisten in guter Gesellschaft: 2015 stellte eine Studie des deutschen Bundeskriminalamts fest, dass die meisten Hacktivistinnen zwischen 14 und 18 Jahre alt sind.

Viele Leute glaubten, man könne keinen Einfluss auf die Politik nehmen, wenn man nicht wählen darf, meint W. Doch das Internet verschafft hier Abhilfe. Dort seien alle gleich, ist W überzeugt. Er spricht damit ein Kernanliegen seiner Community an: die Gleichheit des Internets – oft auch Netzneutralität genannt. Zwar sind die Stossrichtungen der Hacktivistinnen divers. Es gibt schlicht zu viele Gruppen und Einzelkämpfer, als dass man so etwas wie ein Manifest verfassen könnte. Eines lässt sich jedoch feststellen: Unisono wird die Unab-

fluss hat, wer es sich leisten kann, eröffnet das Internet grundsätzlich jedem die Möglichkeit, seine Anliegen zu artikulieren und sie einer breiten Masse zugänglich zu machen – auch Minderjährigen.

«Daesh»

«Operation Sony» liegt nun schon einige Jahre zurück. Mittlerweile haben viele Hacktivistinnen ihren Fokus auf andere globale Akteure scharf gestellt. Nach den Terroranschlägen in Paris hat Anonymous dem IS den Cyberkrieg er-

Anonymous hat keine Hierarchie, keine Mitglieder und keine unumstrittenen Prinzipien.

hängigkeit des Internets besungen. Auch Anonymous hat unlängst in den Chor mit eingestimmt. Keine Firma, keine Privatperson und kein Staat soll sie antasten. Im Internet sind alle gleich und so soll es bleiben. Ein Anonymous-Mitglied formulierte das wie folgt: «Das Ziel ist einfach: Gewinne das Recht, das Internet frei von jeglicher Kontrolle durch irgendeine Macht, Firma oder Regierung zu halten.» Während in der Welt aus Fleisch und Blut vor allem Ein-

klärt. Tatsächlich folgte eine Reihe von Erfolgsmeldungen: Anonymous habe Daten von IS-Kämpfern und -sympathisanten veröffentlicht. Ausserdem seien hunderte Social Media Accounts von «suspekten Personen» gehackt worden. Nach einigen Wochen riss die Berichterstattung wieder ab. Offiziell bestätigt wurde kaum eine der Meldungen von Anonymous. Auch W verabscheut den «Daesh», eine abgeschätzte Bezeichnung für die Islamisten,

Er bezeichnet die abtrünnigen Haktivisten als «faule Äpfel» oder spricht davon, dass «jede Rose ihre Dornen hat».

welche ihnen implizit den Status als eigenständigen Staat aberkennt. W bekämpft ihn zusammen mit seiner Haktivisten-Gruppe auf eigene Faust. Terroristen seien sein bevorzugtes Ziel, sagt W. Letztes Jahr koordinierte er einen internationalen Angriff gegen verschiedene Webseiten des «Cyber Caliphate», den digitalen Arm der Islamisten. Die Webseiten hatten tüchtige Datensammler gefunden und anschliessend W und seiner Gruppe zugespielt. Webseiten sind laut der Studie des BKA die beliebtesten Ziele von Haktivisten. Diese Befunde stimmen mit der subjektiven Erfahrung von W überein. Aber gäbe es nicht bessere Ziele als Webseiten? Könnte man den Islamisten, indem man etwa auf Bankkonten abzielte, nicht nachhaltigeren Schaden zufügen? Man versuche grundsätzlich schon, direkt auf das primäre Netzwerk – also auf den Hostserver der Website – zuzugreifen, um persönliche Daten über Terroristen zu sammeln oder sogar einen Virus zu platzieren, sagt W. Gleichwohl glaubt er aber an die Effektivität von Angrif-

fen, die nur auf die Verunstaltung von Webseiten abzielen. Webseiten bildeten die Frontlinie der Rekrutierungsbemühungen. Wenn sie verunstaltet werden, können die Terroristen sie bis auf weiteres nicht für Propagandazwecke benutzen.

Anonymous zerstritten

Anonymous ist oft die tragende Struktur bei grossangelegten Cyberattacken. Doch so mächtig und zielstrebig das Kollektiv auch wirken mag, es sieht sich bei Attacken häufig mit einer grossen Schwäche konfrontiert: Es hat keine feste Organisation, keine Hierarchie, keine Liste von Mitgliedern, keine niedergeschriebenen und unumstrittenen Prinzipien. Jeder kann sich Anonymous nennen und im Namen von Anonymous Angriffe organisieren und durchführen. Gepaart mit der Anonymität des Deep Web macht es die Gruppe träge und anfällig für Nestbeschmutzer, die unter ihrer Fahne egoistische Taten begehen. Das hat unlängst dazu geführt, dass Anonymous in Splittergruppen zerfallen ist. Dies

wurde deutlich, als bereits kurz nachdem das Kollektiv dem IS den Cyberkrieg erklärt hatte, ein interner Grabenkampf begann. Die Haktivisten beschuldigten sich gegenseitig, Falschinformationen in Umlauf gebracht zu haben. Twitter-Accounts ein und derselben Gruppe beschimpften sich und legten die Mängel einer gesichts- und führerlosen Organisation offen.

Wenn W über die schlechten Haktivisten redet, also über jene, welche die Feuerkraft und die Mobilisierung der Community missbrauchen, um eigene Zwecke zu verfolgen, dann spricht er von «faulen Äpfeln» oder davon, dass «jede Rose ihre Dornen hat». Er selbst habe sich auch schon um Abtrünnige gekümmert. Manchmal, da geht es den Haktivisten auch ein wenig um Prestige. Viele fänden es wichtig, einen guten Ruf zu haben, sagt W und beschreibt mit einer Analogie den Status in der Community: «Menschen, die in einem Läufer-Team rennen, geniessen Anerkennung, sind aber normalerweise im Team, weil sie den Sport mögen.» W versichert, er habe nie Unschuldige angegriffen, nur um Anerkennung aus der Community zu erhalten. Vor ihm brauche man keine Angst zu haben. Er ist ja einer von den Guten. **text: yannic schmezer; bild: sam von dach**

Aller guter Rat kommt von oben

Unkritisch und schlecht angezogen seien die Studierenden heute. Dies veranlasste den Rechtsprofessor Peter V. Kunz, einen «Weckruf für Studierende» zu schreiben. Wir haken nach.

«Inter gravissimas pastoralis officii nostri curas...» Mit diesen und mehr Worten proklamierte Papst Gregor XIII im Jahre 1582 die Einführung des bis heute gültigen gregorianischen Kalenders. Einer Laune der menschlichen Natur folgend, ist es seither Brauch, wenn der gregorianische Kalender das Jahresende verkündet, in sich zu gehen und sich auf das neue Jahr hin Ziele zu stecken, die wie Wegmarkierungen unseren rasanten Höllenritt wenigstens ansatzweise in geordnete Bahnen lenken sollen. Wer die Weisheit mit Löffeln gegessen hat, dem steht es sogar zu, diese Vorsätze nicht nur für sich selbst zu definieren, sondern sie majestätisch für alle auszurufen.

Kein Zufall also, dass sich im Dezember 2015, genau 423 Jahre nach Gregors «real talk», ein anderes Oberhaupt einer erzkonservativen Institution an den ergrauten Schläfen rieb und mit fester Hand eine ebenso zukunftsweisende Botschaft schreiben sollte: Es war Professor Doktor Kunz, seines Zeichens Dekan der rechtswissenschaftlichen Fakultät. Weisser Rauch stieg aus den Abluftschächten des UniS-Neubaus, als sein Text im letzten Dezember im universitären Bulletin «UniPress» den Weg an die grosse Öffentlichkeit fand.

Unter dem Titel «Weckruf für Studierende» erschien eine Art Mini-Ratgeber mit derart pointierten Thesen über die aktuelle Studierendengeneration, dass sich sogar die «UniPress»-Redaktion

von dessen Inhalt distanzierte. Nebst alltäglicheren und oft gehörten Weisheiten war da die Rede von einem «Dresscode» an der Uni, von «rationalem Egoismus» und «Leistungsgesellschaft» (der ganze Text findet sich mit einer Google-Suche nach «Kunz Weckruf Studierende»).

Herr Kunz, der Journalismus scheint Sie zu beschäftigen, immerhin waren Sie früher Teilzeit-Journalist beim katholisch-konservativen «Vaterland», und gemäss eigenen Angaben lesen Sie auch «20 Minuten» und «Blick am Abend». Wie stehts um die bärner studizytig?

Peter V. Kunz: Da muss ich passen, zwar lese ich viel, doch leider kannte ich bis zu diesem Zeitpunkt die *bärner studizytig* noch nicht.

Im Dezember letzten Jahres erschien ihr Beitrag «Weckruf für Studierende» im UniPress. Weshalb jetzt? Was war der Grund für diesen Text mit dem schon fast alarmistischen Titel?

Im Prinzip habe ich nichts geschrieben, das ich nicht schon jahrelang mit mir herumtrage. Der eigentliche Anlass war, dass ich seit letztem August als Dekan tätig bin und es mir ein Anliegen ist, Studierende darauf hinzuweisen, dass gewisse Dinge heutzutage nicht mehr so ein-

fach sind wie früher. Allerdings denke ich, dass momentan, zumindest bei uns Juristen, eine sehr fleissige Generation an der Uni tätig ist. Zuweilen habe ich aber das Gefühl, dass man denkt, alles ginge von alleine. Nun als Dekan hatte ich die Gelegenheit, etwas zu sagen, das mich schon lange bewegt.

Wir sind also nicht verschlafener als früher, aber die Anforderungen sind gestiegen?

Ja, und das trifft auf alle Berufsrichtungen zu. Bei Juristen ist es beispielsweise so, dass die guten Jobs an diejenigen mit den besten Noten gehen. Mir fällt auf, dass ich seit etwa fünf Jahren vielen disziplinierten Studierenden begegne, die auch sehr motiviert meine Vorlesungen besuchen. Man muss sich aber bewusst sein, dass einem niemand hilft im Leben, wenn man sich nicht selbst hilft. Einer der wichtigsten Punkte ist daher die Eigenverantwortung.

Wie war Professor Kunz als Student? Auch verschlafen?

Ehrlich gesagt habe ich mehr nebenbei studiert, da ich viele andere Tätigkeiten ausübte. Ich arbeitete als Journalist, politisierte als Gemeinderat und walte als Friedensrichter. Ich war mir bewusst, dass es gute Noten braucht und habe mich seriös auf Prüfungen vorbereitet; die Vorlesungen selbst besuchte ich aber nicht so oft.



In ihrem Weckruf schreiben Sie auch von einem Dresscode für die Uni. Ich habe anschliessend noch Vorlesungen; bin ich angemessen gekleidet?
(lacht) Ja, ja, das ist perfekt.

Ihr Beitrag besteht aus acht Punkten, in denen Sie Ratschläge geben, wie man sich als StudentIn zu präsentieren hat, wem man Dankbarkeit schuldet, und dass schon früh am Lebenslauf gearbeitet werden muss. Zum Schluss wünschen Sie sich dann aber doch wieder «mehr konstruktive Querdenker». Ist das kein Widerspruch?

Es wäre ein Missverständnis, zu denken, dass ich Anpassbarkeit fordere. Die heutige Generation ist sehr diszipliniert und ruhig. Dass mir aber kritische Fragen gestellt werden, erlebe ich heutzutage kaum noch. Vor zehn Jahren war das noch anders. Geistig sollte man durchaus kritisch sein, das ist auch später im Beruf wichtig. Sie können aber auch kritische Fragen stellen und sich gleichzeitig angemessen kleiden.

Das fehlende kritische Denken ist doch auch eine Folge der universitären Bildungsreform?

Das ist durchaus möglich; unser System ist auf Bachelorstufe sehr schulartig, was ich

in der Tat bedaure. Auf Masterstufe ist das aber keine Rechtfertigung und leider nehme ich auch Master-Studierende als sehr passiv wahr. Es wird zwar zugehört, doch es kommt selten zu einer Diskussion, weil die kritischen Rückmeldungen fehlen.

Sie thematisierten auch die Studienwahlfreiheit und fordern in dem Zusammenhang mehr «rationalen Egoismus».

Wünschen Sie sich schlussendlich eine marktorientierte Bildung?

Das Thema Studienwahlfreiheit ist eine grosse Illusion. Diese existiert schon lange nicht mehr, es sei denn, Sie stammen aus reichem Hause und können sich das leisten. Die meisten wählen zum Glück ihr Studium anhand der späteren Berufsmöglichkeiten aus. Viele Studiengänge richten ihre Inhalte aber zunehmend an wirtschaftlichen Interessen aus. Das ist eine wichtige Diskussion, die auch bei uns in der Fakultät geführt wird. Ich habe kein Problem mit drittmittelfinanzierten Professuren. Von irgendwoher muss das Geld kommen. Die Uni Bern erhält weniger Geld pro Student vom Sitzkanton als jede andere Universität in der Schweiz.

Wenn also der Nationalfonds oder der Kanton nicht zahlen, gibt's nur zwei Möglichkeiten: Sie streichen Studiengänge oder akzeptieren drittmittelfinanzierte Professuren. Das Letztere bedingt natürlich absolute Unabhängigkeit vom Spon-

sor. Zudem möchte ich etwas klarstellen: drittmittelfinanzierte Lehrstühle unterliegen nicht unbedingt einer stärkeren Beeinflussung als staatlich finanzierte Lehrstühle. Persönlich habe ich vom Nationalfonds sogar stärkere Interventionen erlebt als von privaten Geldgebern. Die Finanzierung durch den Staat ist keineswegs unproblematischer als die Finanzierung durch die Privatwirtschaft.

Anfangs dieses Jahres lehnten Sie es ab, das Manifest gegen die Durchsetzungsinitiative zu unterschreiben, mit der Begründung, dies sei nicht Aufgabe eines Professors. Drei Jahre zuvor bezogen Sie aber in den Medien gross Stellung gegen Minders Abzockerinitiative. Wie entscheiden Sie, zu welchen politischen Themen Sie sich äussern?

Ein guter Punkt. Ich äussere mich dort, wo es mein Fachgebiet betrifft und habe kein Problem damit, wenn dies andere Professoren ebenfalls so tun. Bei der Minderinitiative war das klar der Fall; ich habe mich dort nicht politisch positioniert, sondern bezog mich auf ein juristisches Gutachten. Die Professoren, die das Manifest gegen die Durchsetzungsinitiative unterschrieben, taten dies aber als professorale Staatsbürger und dies widerspricht meiner Auffassung. **text: luca hubschmied; bild: sam von dach**



Wir wollen vermitteln, dass «wirtschafts- liberal» kein böses Wort ist.

Nach der Ablehnung der Durchsetzungsinitiative am 28. Februar wurde die Operation Libero als Politbewegung der Stunde gefeiert. Sie möchte «unbehaglich» sein und die Parteien «aus der Komfortzone locken» – kann man das als liberales Sammelbecken? Wir haben mit Co-Präsidentin Flavia Kleiner und Co-Präsident Dominik Elser über Schweizer Werte und Liberalismus geplöckerlet.

Nach dem grossen Erfolg – wie ging es mit Operation Libero weiter? Folgte die Ruhe nach dem Sturm?

(Dominik) Wohl eher erst der Sturm selbst! Der Abstimmungserfolg gab uns einen Riesenschub – früher kamen vielleicht zehn Leute, wenn wir zu Europapolitik einluden, nun kommen plötzlich hundertzehn.

(Flavia) Mein Eindruck ist, dass viele keine richtige politische Heimat hatten. Neumitglieder sagten mir öfters, sie wüssten nicht genau, wo sie sich politisch verorten sollen oder dass sie von den Parteien enttäuscht seien. Da bietet die Operation Libero eine neue Möglichkeit.

Die meisten Gruppierungen, welche politisch Einfluss nehmen, sind als Parteien organisiert – ihr bezeichnet euch als politische Bewegung. Fühlt ihr euch in dieser Rolle richtig verstanden?

(Dominik) Mittlerweile mehr. Am Anfang haben wir schon gemerkt, dass man uns nicht wirklich einordnen konnte. Dabei unterscheiden wir uns vom Anspruch oder den Ergebnissen her nicht gross von den Parteien – auch wir wollen konkrete politische Entscheidungen beeinflussen. Eher in der Wirkungsweise und den Möglichkeiten, wie man bei uns mitmachen kann, liegt wohl der Unterschied. Man kann auch einfach mal in eine Arbeitsgruppe reinsitzen und diskutieren.

(Flavia) Wir haben auch Freiheiten, zum Beispiel müssen wir nicht zu jeder Abstimmung eine Parole fassen. Anfangs

hiess es noch oft: «Ja, setzt euch doch in die zweithinterste Reihe.» Aber nun sehen alle, dass wir wirklich etwas draufhaben. Wir schaffen es irgendwie, komplexe Sachverhalte verständlich rüberzubringen. Auch bei der Durchsetzungsinitiative war uns wichtig, dass Themen wie Rechtsgleichheit oder Verhältnismässigkeit bei den Leuten ankommen. Komplexe Sachverhalte auf einfache Art und Weise zu erklären war, so wie wir das gesehen haben, bisher nicht der Approach der Parteien. Da locken wir sie doch ein wenig aus der Komfortzone.

Zurzeit positioniert ihr euch hauptsächlich gegen die Anliegen der SVP. Ist die Operation Libero in erster Linie deren Antagonistin?

(Dominik) Das ist die Million-Dollar-Question. Natürlich möchten wir dezidiert verneinen, aber das würde ja nicht ganz stimmen. Bei der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative im Februar 2014 hat ein Schweiz-Verständnis gesiegt,

«Komplexe Sachverhalte auf einfache Art und Weise zu erklären war bisher nicht der Approach der Parteien.»

welches nicht dem unseren entspricht: Abschottung anstatt Offenheit. Damit wollten wir uns nicht abfinden. Es besteht ein Antagonismus im Sinne einer grundlegend anderen Vorstellung davon, wie die Schweiz aussehen soll. Natürlich wollen wir unsere Vision positiv voranbringen. Zurzeit sind wir aber tatsächlich noch dabei, die schlimmsten Angriffe der Nationalkonservativen auf unser Chancenland abzuwehren.

(Flavia) Und Nationalkonservative finden sich nicht nur in der SVP, sondern in anderen Parteien auch. Das sind Leute, die konservativ denken und rückwärtsgerichtet sind, das sind Besitzstandwahrer.

(Dominik) Die Nationalkonservativen machen aus den Schweizer Werten so ein Gruppen-Kollektiv-Dings. Man gehört dazu oder eben nicht.

(Flavia) Das ist dieser identitäre Scheiss!

(Dominik) Genau, für uns stehen die persönliche Freiheit und das Individuum am Anfangspunkt.



«Bei uns geht es um das Chancenland, in dem Leistung und Fleiss zählen und nicht Herkunft.»

(Flavia) Indem wir sagen, die SVP wolle die persönliche Freiheit einschränken, tun wir ihr am meisten weh. Denn spätestens dort muss die Macht des Volkes gestoppt werden! Es kann nicht sein, dass das Volk ein Individuum dermassen bedrängt, wie das beispielsweise bei der Minarettinitiative passiert ist. Und die Parteien sind zu wenig kraftvoll und muterfüllt, um gegen dieses Weltbild der SVP vorzugehen. Da braucht es uns, jemanden, der sie dezidiert zerlegt: Glarner-Märchen, Bullshit-Bingo – jemanden, der erklärt, was die alles an den Haaren herbeiziehen.

Besteht da nicht die Gefahr, sich in einem Streit darüber zu verlieren, wessen Schweiz-Verständnis oder welche Werte nun richtig sind, anstatt konkret über die Sache selbst zu diskutieren?

(Flavia) Natürlich muss es um die Sache gehen. Mein Eindruck ist aber, dass nicht nur viele Sachentscheide falsch gefällt wurden, die jetzt in eine Schweiz münden, welche nicht unsere ist. Sondern mehr

noch, dass die Deutungshoheit über Fragen wie «was ist Heimat?» und «was ist Schweiz?» der SVP überlassen wurde. Da hat es die Linke verschlafen, deutlich zu sagen, sie hätte eine andere Vorstellung von diesen Begriffen. Trotzdem sind Heimatgefühle nichts Verwerfliches! Wir wollen diese Deutungshoheit zurückgewinnen, wir überlassen unseren Schweiz-Begriff nicht der SVP – das zu bearbeiten, war uns sehr wichtig.

Ihr sprecht von Heimatgefühlen und einheimischen Werten – offenbar besteht doch eine Vorstellung, dass es Werte gibt, welche die Schweiz verbinden. Wie sehen denn diese aus?

(Dominik) Wir lancierten die Operation Libero mit der Vision «Chancenland statt Freilichtmuseum», mit der Wertevorstellung einer liberalen Schweiz – nach unserem Verständnis. Uns war auch bewusst, dass man auf diesem Wort «liberal» herumhacken würde, welches alle für sich beanspruchen und unter dem alle etwas anderes verstehen. Bei uns geht es um das Chancenland, in dem Leistung zählt und nicht Herkunft, in dem sich die Leute verwirklichen können. In dem es eine Verbindung gibt zwischen gesellschaftlichen Freiheiten und wirtschaftlichen Freiheiten. Diese Verbindung war uns besonders wichtig, denn es wäre sehr einfach, das Wirtschaftsliberale zu



«Ich finde es unglaublich wertvoll, dass man die intellektuelle Diskussion in dieser parteipolitischen Brache mal wieder führt.»

verschweigen – auf gesellschaftsliberaler Seite hast du viel weniger Diskussion und Ablehnung. Wir wollen vermitteln, dass «wirtschaftsliberal» kein böses Wort ist.

Was versteht ihr denn unter Wirtschaftsliberalismus?

(Dominik) Wir glauben, dass eine freie Wirtschaftsordnung den meisten Leuten hilft, ihre Lebensumstände zu verbessern. Wenn man sich selber wirtschaftlich entwickeln und entfalten kann, hilft das der Mehrheit, zu einem besseren Leben zu kommen. Das heisst aber auch, negative externe Folgen zu berücksichtigen und für mehr Kostenwahrheit zu sorgen, und da würde ich wirtschaftsliberale Politik dann abgrenzen von wirtschaftsfreundlicher Politik.

Das tönt ziemlich optimistisch hinsichtlich darauf, dass man tatsächlich einen gerechten Kapitalismus leben könnte – ist Kapitalismuskritik in der Operation Libero ein verpöntes Thema?

(Dominik) Es gibt keine verpönten Themen bei uns. Unter diesem Titel haben wir das jedoch noch nicht diskutiert. Wie gesagt, wir glauben daran, dass es einen gerechten Kapitalismus geben kann und dass unsere Wirtschaftsordnung so funktionieren kann, dass sie allen Leuten nützt und hilft. Was wir dis-

kutieren sind Wachstumskonzepte und Wachstumskritik. Da sind wir eher fortschrittsgläubig und wachstumsoptimistisch. Wir sind der Überzeugung, dass die besten Zeiten erst noch kommen und das Beste noch vor uns liegt. Dort muss man eben auch gegen diese verbreitete Wachstumskritik antreten können.

(Flavia) Genau. Denn dort kommen auch aus linken und grünen Kreisen sehr viele Vorbehalte, welchen wir genau gleich viel entgegenbringen müssen wie denjenigen vonseiten der SVP. Diese sind genauso rückwärtsgewandt und besitzstandwährend. Ich meine, wenn mir eine 55-jährige AKW-Aktivistin sagt: «Jetzt ist mal genug, jetzt müsst ihr euch auch ein wenig begrenzen.» Da denke ich: «Ja aber hallo, ich darf doch auch leben!»

Das heisst, es handelt sich nicht um blossen Pragmatismus, das System nicht verändern zu können, sondern um die Überzeugung, dass, wie ihr sagt, die besten Zeiten noch kommen?

(Dominik) Ja. Absolut. Ich sehe kein anderes System, welches der individuellen Freiheit verpflichtet ist. Eine andere Wirtschaftsordnung müsste irgendwie gesellschaftlich verordnet werden, geht von Plänen aus, weicht aber vom Prinzip ab, dass sich jeder entsprechend seiner Chan-

«Was ist denn bünzlig am Wirtschaftsliberalismus?»



cen entwickeln soll. Da kommt auch noch ein weiterer Punkt rein: Wir lehnen beispielsweise das Verständnis der FDP ab in Bezug auf die Rolle des Staates. Wir sagen nicht, dass jeder für sich selbst schauen solle – überhaupt nicht! Der Slogan der FDP war ja mal: «Mehr Freiheit, weniger Staat». Dort ging der Liberalismus kaputt. Wenn im Staat das grosse Feindbild gesehen wird, ist das in unserem Verständnis auch nicht mehr liberal. Aber – wir weichen ein wenig aus und kommen auf noch abstraktere Themen...

Ja, ihr seid irgendwie schwierig zu fassen.

(Flavia) Wobei, da muss ich sagen, dass in dieser Beziehung viel zu wenig gedacht wurde. Es wird immer noch zu wenig gedacht! Ich finde es unglaublich wertvoll, dass man die intellektuelle Diskussion in dieser parteipolitischen Branche mal wieder führt. Gerade die FDP ist viel zu stark an Interessensvertretung orientiert und viel zu wenig an Denkarbeit. Das Abstrakte sollte nicht nur verteuelt werden – ich bin überzeugt, dass uns das leitet!

Ihr vergleicht euch gern mit der FDP, der klassischen liberalen Wirtschaftspartei, und möchtet das, was die in den letzten 30 Jahren versäumt hat, mit «richtiger» liberaler Politik

besser machen. Da fragt man sich doch: Seid ihr nicht einfach eine neue Generation von Bünzlis?

(Flavia) Was ist denn bünzlig am Wirtschaftsliberalismus?

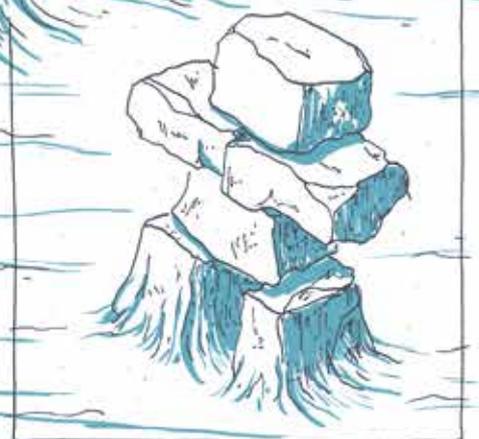
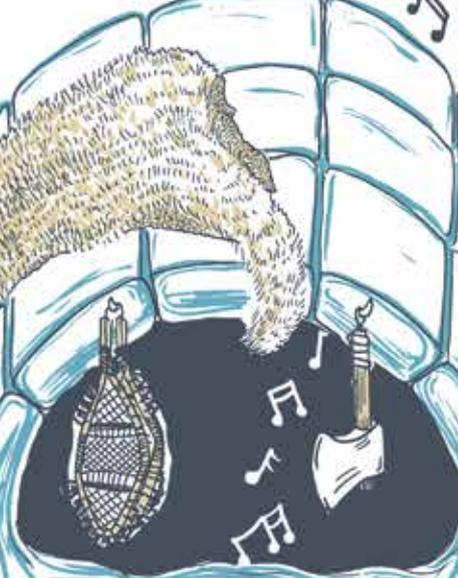
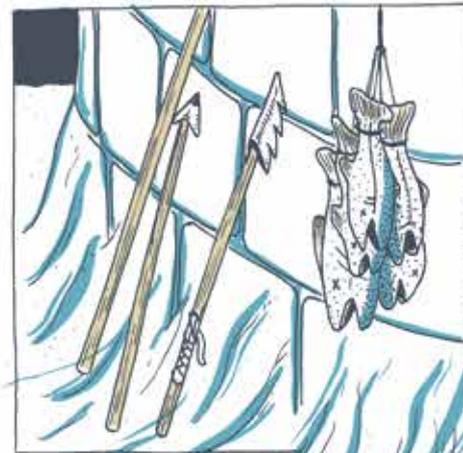
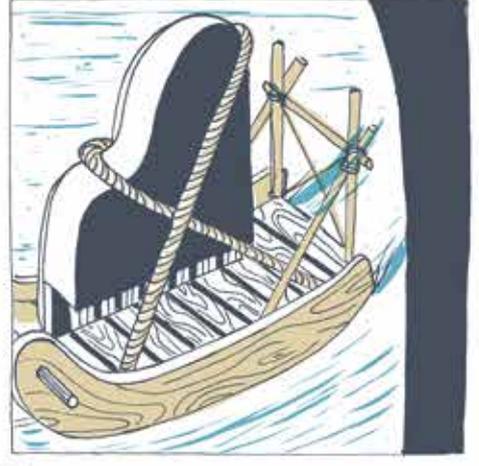
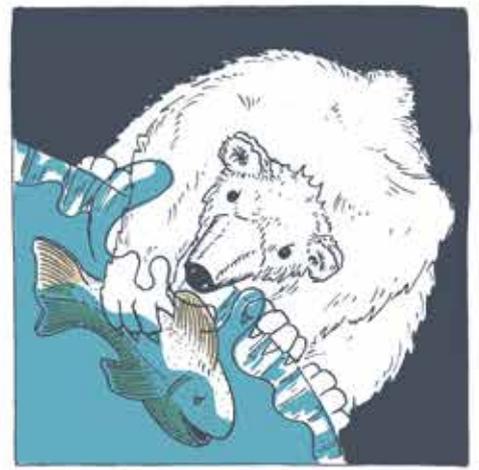
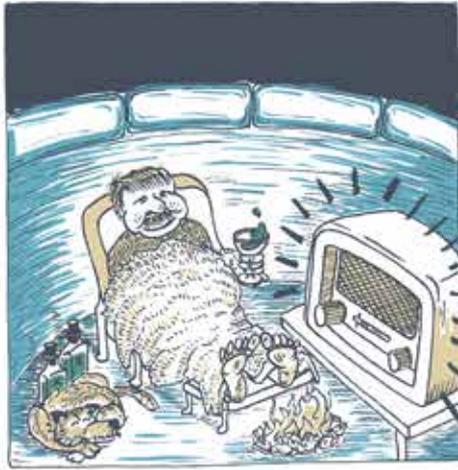
Ich möchte das nicht direkt verknüpfen, doch bloss weil ihr jünger und attraktiver seid und sagt, ihr wollt die Grundrechte schützen, heisst das nicht, dass jetzt alles besser werden soll.

(Dominik) Bünzli ist jetzt nicht etwas per se Negatives, glaube ich. Nein, wir sind auch idealistisch! Das ist nicht reiner Pragmatismus, sondern die tiefe Überzeugung, dass eine liberale Ordnung den meisten Leuten nützt, ganz einfach.

(Flavia) Ich habe das Gefühl, die Linken sind genauso aus der Komfortzone gelockt, weil sie um ihren grossen Kampf gegen die SVP fürchten. Und ja, vielleicht sind wir die unangenehmere Antwort auf eine SVP. Mir kann man beispielsweise nicht sagen, ich sei eine linke Emanze. Ich bin eine Bürgerliche und schäme mich auch nicht dafür, das ist viel unangenehmer für die SVP. **text: rafael egloff, andrea knecht; bilder: luca hubschmied**

In diesem Jahr würde Mani Matter 80 Jahre alt. Ein Grund, den Chansonier und Juristen, der kurz vor seiner Habilitation an der Uni Bern stand, zu würdigen. Der Illustrator Silvan Zurbriggen hat sich des Unterfangens angenommen, Manis vielschichtige Dialektik aufs Papier zu projizieren.

Illustration: Silvan Zurbriggen, aus: Ben Vatter: Mani Matter Liederbuch © 2015 Zytglogge Verlag, Basel, www.silvan-zurbriggen.ch



KUNSCHT ISCH GÄNG ES RISIKO

Andrea (23) aus Bern (BE) fragt:

Liebe Expertin, scheitern wir an der Versuchung des Internets?

Liebe Andrea,
vielen Dank für diese entscheidende Hinterfragung unserer zeitgenössischen Existenz. Das Netzwerk der unendlichen Datenspeicherung bringt, wie du natürlich ganz richtig erkennst, neben dem Nützlichen auch gewisse Gefahren mit sich. Um an den Kern der Sache zu gelangen, möchte ich als erstes den Begriff des Scheiterns erörtern. Dazu wende ich nun das gängige Prinzip der Dreipunktewendung an, um an den Ursprung des Wortes zu gelangen:
1. Punkt: Anna Göldin – sie wurde wegen Hexerei verurteilt und hingerichtet. 2. Punkt: Sie wurde nicht verbrannt, aber (3. Punkt) hunderttausende ihresgleichen schon, nämlich auf dem Scheiterhaufen – that's it: Vom Begriff des Scheiterhaufens (Scheiter, alte Pluralform von Scheit, althochdeutsch scēt «Holzscheit»), wurde symbolhaft für das Versagen menschlicher Schicksale das Verb «scheitern» abgeleitet. Die Hinrichtungstradition der Verbrennung auf dem Scheiterhaufen geht bis in die Jungsteinzeit, also bis zu 10 000 v. Chr. zurück. Daraus können wir schlussfolgern, dass das Scheitern nicht so direkt mit dem Internet, dessen Entstehung

anno Domini späteres zwanzigstes Jahrhundert, in einen Zusammenhang gestellt werden kann. Oder umgekehrt. Trotzdem kann ich deine Ängste gut nachvollziehen. Um deine ganze Frage fachkundiger beantworten zu können, habe ich mich im Internet etwas schlau gemacht. Dabei bin ich auf einen sehr interessanten Artikel über «die Kunst des Scheiterns» der Zeit Online gestossen und auf Onmeda.de findest du alle Informationen zum Thema Internetsucht. Ausserdem kannst du dich auf der Seite der PAL Verlagsgesellschaft (Praktisch anwendbare Lebenshilfen) gleich selber testen, ob du vielleicht internetsüchtig oder zumindest -suchtgefährdet sein könntest, dauert auch nur sieben Minuten! Auf Zitate.net hats übrigens ganz viele Zitate und Sprüche zum Thema Versuchung und wenn du dir lieber Bilder anschaut, statt liest – gib doch einfach mal «Versuchung Internet» bei Google ein. Falls du Lust hast, kann ich dir auch die halbstündige Doku von 3sat «40 Jahre Internet – 20 Jahre www» empfehlen, die kannst du dir auf Youtube angucken und die neue «Heute Show» findest du imfall auch dort...

Mit müdäugigen Grüssen, Deine Expertin (ras)

*Auch wenn es die Dozierenden zu Semesterbeginn kollektiv und repetitiv abstreiten – es gibt sie, die dummen Fragen! Unser ExpertInnenteam nimmt sich ihrer an: eloquent, sachkundig und auch durchaus verständnisvoll. Sende jetzt deine Frage an frage@studizytig.ch und **GEWINNE** eine Autogrammkarte von einem Mitglied des ExpertInnenteams!*

Wav Fuzz

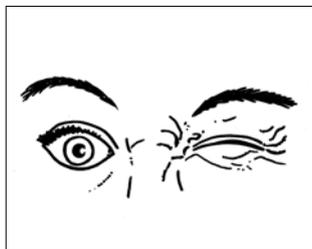
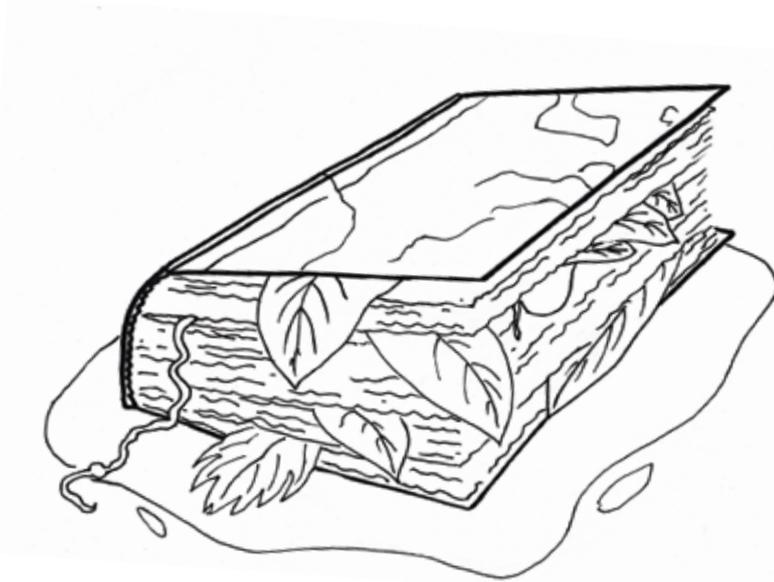
—

Cold Fresh Air EP



Rätsel

Welcher Filmtitel (und nur der Titel) versteckt sich in der Illustration?
Sende deine Lösung bis am 31.07.2016 an raetsel@studizytig.ch.
Zu gewinnen gibt es drei Getränkegutscheine im Wert von 20.– fürs ISC.
Viel Erfolg!



Lösung Rätsel bsz #3: Eyes wide shut

Hier noch David.



Impressum

Die *bärner studizytig* wird herausgegeben vom Studentischen Presseverein an der Universität Bern. Sie erscheint 4x jährlich mit einer Auflage von 12 100 Exemplaren.

Redaktion

Sam von Dach (svd), Rafael Egloff (re), Alice Fankhauser (afa), Cedric Fröhlich (cf), Luca Hubschmied (lh), Andrea Knecht (akn), Livia Middendorp (lm), Rahel Schaad (ras), Yannic Schmezer (yas), Jonathan Stauffer (jos), Saare Yosief (say)

Externe

Design: Jacqueline Brügger, Paolo Riva
Layout: Alice Fankhauser
Lektorat: Nadine Zybach

Werbung

Tizian Faddi, werbung@studizytig.ch

Kontakt

bärner studizytig, 3000 Bern
info@studizytig.ch
www.baerner-studizytig.ch

Druck

Gassmann AG, Biel

Redaktionsschluss *bärner studizytig* #5:
31.09.2016

Inserate-Aannahmeschluss: 31.09.2016
Erscheinungsdatum (Versand): Oktober 2016

Redaktion SUB-Seiten

Angela Krenger (ak)

Kontakt SUB

redaktion@sub.unibe.ch
Verantwortlicher SUB-Vorstand:
Julian Sonderegger,
julian.sonderegger@sub.unibe.ch
Lektorat SUB-Seiten: Carole Klopffstein,
Fabienne Kriesi

Adressänderungen bitte melden an:

abo@studizytig.ch

Die *bärner studizytig* dient der Student-Innenschaft der Universität Bern (SUB) als Publikationsorgan für Informationen für ihre Mitglieder auf den SUB-Seiten. Für SUB-Mitglieder ist das Abo der *bärner studizytig* im SUB-Mitgliederbeitrag inbegriffen.

Du bist nicht SUB-Mitglied, möchtest aber die *bärner studizytig* trotzdem nach Hause geschickt bekommen? Kein Problem! Sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch. Die Daten werden selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht weitergegeben.

Du möchtest die *bärner studizytig* nicht mehr im Briefkasten? Dann schlafe noch eine Nacht darüber. Wenn du sie dann wirklich nicht mehr willst, sende eine E-Mail an abo@studizytig.ch.

Mehr Bildung, Mehr Zukunft!

Als Reaktion auf die Motion Augstburger (SVP) formierte sich letzten Herbst die Berner Bildungscoalition BBK. Sie will ein Netzwerk schaffen, das rasch mobilisiert werden kann, um Sparmassnahmen und eine Verwirtschaftlichung der Bildung zu bekämpfen. Die SUB-Vorständin und Co-Präsidentin der Koalition Carole Klopffstein über die BBK.

Die Motion Augstburger wurde in der März-Session im Grossen Rat zurückgezogen. Letzten Herbst schlug Ueli Augstburger (SVP) darin vor, dass der Eintritt ans Gymnasium erschwert und der Zugang zu Geistes- und Sozialwissenschaften an der Universität beschränkt werden solle. Denn «Wirtschaft und Gesellschaft brauchen nicht Zehntausende von Psychologen, Ethnologen, Soziologen und dergleichen», so der Grossrat.

«Üblicherweise wird der Rotstift erst einmal im Bildungsbereich angesetzt, und das wollen wir unbedingt verhindern.»

Grund für den Rückzug ist nicht zuletzt die darauffolgende Antwort der Erziehungsdirektion, welche die Ökonomisierung des Hochschulsystems und deren Auswirkungen scharf kritisierte. Mit der zurückgezogenen Motion Augstburger hat sich die Gefahr erst einmal gelegt. Es ist jedoch davon auszugehen, dass bei der kommenden Budgetdiskussion im Oktober Sparmassnahmen im Bereich der Erziehungsdirektion folgen werden. Denn der finanzielle Druck auf den Kanton Bern ist gross. «Üblicherweise wird der Rotstift erst einmal im Bildungsbereich angesetzt, und das wollen wir unbedingt verhindern», sagt Tamara Funicello, Vertreterin für die JUSO und BBK Gründungsmitglied.

Die Koalition befindet sich im Wachstum. Bisher besteht sie aus Mitgliedern des StudentInnenrates, der JUSO, der Vereinigung der Studierenden PHBern, der Mittelbauvereinigung der Universität Bern sowie VertreterInnen für die Gymnasiasten und Gymnasiastinnen. Des Weiteren hat sich auch Bildung Bern an der Ausarbeitung des Positionspapiers beteiligt. Die BBK nimmt alle auf, die sich für eine starke Bildung interessieren, auch Studentinnen und Studenten.

Die Koalition ist überzeugt: Bildung ist ein wertvolles Gut. Sie macht Menschen zu selbstständig denkenden Wesen

und schafft die Grundlage für eine funktionierende Demokratie, indem sie nicht zuletzt das Partizipieren an gesellschaftlichen Prozessen erleichtert. Durch Bildung entwickeln wir einen Grossteil unserer Fähigkeiten und sichern uns damit unseren Lebensstandard. Die BBK setzt sich für die Erhaltung und Verbesserung des jetzigen Bildungsstandards ein und wehrt sich gegen eine einseitige Orientierung an wirtschaftlichen Interessen.

Entsprechend positioniert sich die BBK in ihrem kürzlich fertiggestellten Positionspapier. Es soll die Hauptanliegen der beteiligten Parteien bündeln. Für die Mitglieder ist wichtig, dass sich ihre Zielsetzungen nicht nur auf eine Ebene beschränken. «Wir versuchen möglichst alle Bildungsebenen zu vertreten», so Jeremy Trottmann, Co-Präsident der Koalition. «Dazu gehören nicht nur die Hochschulen, sondern auch die Gymnasien, die Volksschule oder die weitergehende Berufsbildung. Bildung soll jederzeit für alle zugänglich sein und das nicht nur auf der Ebene der Volksschule». So sollen alle Glieder der Gesellschaft gestärkt und die Chance, dass jemand durch das soziale Netz fällt, minimiert werden.

Die BBK hat sich zum Ziel gesetzt, die privatwirtschaftlichen Einflüsse auf die Ausgestaltung der Berner Bildungs-

«Die Folgen von Budgetstreichungen können insbesondere in der Bildung verheerende Folgen haben und werden vor allem den kommenden Generationen schaden.»

landschaft zu stoppen. Sie ist überzeugt, dass es unsinnig ist, wenn gewisse Bereiche als wirtschaftlich wichtig und andere als wirtschaftlich unwichtig betitelt werden. Die freie Wahl und Chancengleichheit garantiert der Gesellschaft, dass jedes Individuum seine Fähigkeiten optimal ausnutzen kann. Ob ein Fach, Studien- oder Ausbildungsgang sinnvoll ist, entscheidet nicht deren vermeintliche Wirtschaftlichkeit. Wenn sich Menschen selber verwirklichen können, liefern sie den besten Output, sowohl in sozialer wie auch in ökonomischer Hinsicht.

Die BBK fordert unter anderem ein breites und vielfältiges Bildungsangebot, den Abbau von Hürden insbesondere beim Zugang zum Hochschulstudium und der vertiefenden Weiterbildung, aber auch die Förderung von lernschwachen Schülerinnen und Schülern sowie dem Lehrpersonal. «Für ein funktionierendes System müssen alle Beteiligten einbezogen werden. Uns war es deshalb wichtig, entsprechende Fachpersonen in die Ausarbeitung der Ziele und Forderungen mit einzubeziehen. So haben wir beispielsweise auch BerufslehrerInnen wie auch die LehrerInnen der Volksschulen angefragt», sagt Julian Sonderegger, SUB-Vorstand und Gründungsmitglied der BBK.

Die Bildungscoalition soll in erster Linie ein Netzwerk schaffen, das bei Bedarf alle Kräfte vereinen kann. Die verschiedenen Parteien aus allen Ebenen der Bildung sollen zusammengebracht und der gegenseitige Austausch gefördert werden. Zudem beobachtet und diskutiert die Koalition die aktuellen bildungspolitischen Themen im Grossen Rat sowie eventuelle Vorstösse. Im Falle von weiteren Spar- und Kürzungsmassnahmen können alle teilnehmenden Parteien rasch informiert und einberufen werden, was wiederum eine schnelle Reaktion auf die möglichen kantonalen Veränderungen ermöglicht.

Aktuell plant die Koalition einen Aktionstag zum Thema Sparmassnahmen in der Bildung. Wann und wo genau dieser stattfindet, ist noch in Abklärung und hängt auch von neu dazukommenden Mitgliedern ab. «Die Folgen von Budgetstreichungen können insbesondere in der Bildung verheerende Folgen haben und werden vor allem den kommenden Generationen schaden. Das müssen wir den Leuten unbedingt klarmachen!», so Jeremy Trotter.



Carole Klopstein ist SUB-Vorständin und Co-Präsidentin der BBK. Sie ist 24, wohnt in Bern und studiert Sozialwissenschaften. Zurzeit schreibt sie an ihrer Bachelorarbeit und strebt einen Master in Politikwissenschaften an.

Wenn Du dich für die Arbeit der BBK interessierst, wende dich direkt an die verantwortliche SUB-Vorständin Carole Klopstein, carole.klopstein@sub.unibe.ch.

Der StudentInnenrat (SR): Das Allerwichtigste in aller Kürze

Neu- oder wiedergewählt

Pia Portmann wurde als neue Vorständin für Gleichstellung gewählt.

Luisa Jakob wurde verabschiedet.

Katharina Schlittler wurde als neue SR-Präsidentin gewählt.

Julian Marbach wurde als neuer Vize-SR-Präsident gewählt.

Nicolas Winkelmann wurde verabschiedet.

Sozialfondskommission wurde im Amt bestätigt.

Der SUB-Vorstand wurde wiedergewählt.

Beschlüsse

Geschlechterquote statt Frauenquote Entsprechender Statutenänderungsantrag der Jungfreisinnigen und Grünliberalen Uni Bern scheiterte deutlich im Rat.

Unifestival Der Eintrittspreis bleibt 25 Franken. Das Barpersonal erhält eine Schulung zur Erkennung von sexueller Belästigung.

Gewinn Die SUB hat die Jahresrechnung genehmigt, die SUB weist einen Gewinn von rund 76 000 Franken aus.

Referendum Eine Statutenänderung zur Stärkung der direkten Demokratie wurde angenommen.

Neu sind nicht nur Statutenänderungen referendumsfähig, sondern auch:

- Reglements- und Statutenänderungen durch den SR
 - Erlass, Änderung und Aufhebung von Positionspapieren, in denen längerfristig und verbindliche, inhaltliche Ansichten der SUB festgehalten sind, durch den SR
 - Beschlüsse des SR betreffend Beitritt zu und Austritt aus einem Dachverband der Studierenden
 - Alle Beschlüsse der GV ausser Verabschiedung von Resolutionen
- Für die Ergreifung des Referendums braucht es nach wie vor 350 Unterschriften. **text: sub**

Die SUB-Seiten behandeln unipolitische Brisanz, informieren über die Aktivitäten der StudentInnenschaft der Uni Bern (SUB) und befassen sich mit dem Unialltag. Bei Fragen, Lob oder Kritik schreibe uns deinen Kommentar an: redaktion@sub.unibe.ch

Wer zu nah kommt, geht zu weit

Ursina Anderegg arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin seit rund 4 Jahren für die Abteilung für Gleichstellung der Uni Bern. Sie ist fünfunddreissig-jährig und studierte in Bern Geschichte, Musikwissenschaft und Philosophie. Ursina war seitens der Uni Bern für die Koordination und Umsetzung der aktuellen Kampagne gegen sexuelle Belästigung zuständig.

Gab es erste Rückmeldungen auf die Kampagne gegen sexuelle Belästigung?

Direkt bei der Abteilung für Gleichstellung sind nur zwei, drei Reaktionen eingegangen. Da die Kampagne ein sensibles Thema aufgreift, hätten wir mehr Rückmeldungen erwartet. Die Website zu-nah.ch wurde bis April allerdings schon 5000 Mal aufgerufen. Ende dieses Semesters werden wir die Kampagne evaluieren, um zu sehen, wie sie wahrgenommen wurde.

Gab es bereits mehr Meldungen sexueller Belästigung bei den Anlaufstellen?

Das ist uns nicht bekannt. Die Meldungen werden bei den Anlaufstellen nicht systematisch erfasst.

Weshalb wurde die Kampagne lanciert?

Die Uni ist als Arbeitgeberin und öffentlich-rechtliche Institution gesetzlich verpflichtet, Prävention gegen sexuelle Belästigung zu leisten. Gemeinsam mit der PHBern nimmt die Universität diese Verantwortung wahr. Die Botschaft der beiden Institutionen ist: Übergriffe werden nicht geduldet. Die Kampagne hat zum Ziel, die Anlaufstellen für Betroffene, Beobachtende sowie für Führungsverantwortliche breiter bekannt zu machen und allen Uni-versitätsangehörigen Informationen zum Thema bereit zu stellen. **text, bild: ak**

Weitere Informationen zur Kampagne: www.zu-nah.ch



Let's go Benefri

Benefri ist ein Netzwerk zwischen den Universitäten Bern, Fribourg und Neuchâtel. Dank diesem Programm sollen die StudentInnen unkompliziert Kurse an den jeweiligen Partneruniversitäten besuchen können. Die Zugfahrten werden rückerstattet. Ein Blick auf die Realität zeigt: Benefri ist ein funktionierendes Netzwerk mit ein paar Schönheitsfehlern.

Drei Master- und Bachelorstudiengänge sowie einen Minor bieten die Uni Bern und Fribourg gemeinsam an. Ein Masterstudiengang wird mit Neuchâtel angeboten. Grundlage dafür ist das Benefri-Netzwerk zwischen den Universitäten Bern, Fribourg und Neuchâtel. Das gut zwanzigjährige Programm soll die Mobilität der Studierenden, gemeinsame Studienprogramme und die Forschung zwischen den Partnerinstitutionen fördern. So der Rahmenvertrag.

Veraltete Webseite

In Realität gibt es einige Mängel. Wer sich auf der Homepage der Uni Bern über Benefri erkundigt, landet auf der Seite für Mobilität. Dort wird informiert, dass mit dem Benefri-Programm Veranstaltungen an den zwei Partneruniversitäten besucht werden können. Genauer: «Der Austausch ist bei denjenigen Studiengängen möglich, bei denen ein Fachabkommen besteht, und die auch im koordinierten Vorlesungsprogramm aufgeführt sind». Der Direktlink zu den Fachabkommen führt allerdings zu einer veralteten Internetseite der Uni Fribourg. Dort sind alle Fächer aufgeführt, doch einige ohne Abkommen, andere ohne Vorlesungsangaben und manche Rubriken sind überhaupt nicht verlinkt. Die Benefri-Abkommen lassen sich durch etwas Nachforschen alle in der Rechtssammlung der Uni Freiburg finden, aber manche verwirren mit vergessenen Institutsbezeichnungen und altertümlichen Datierungen.

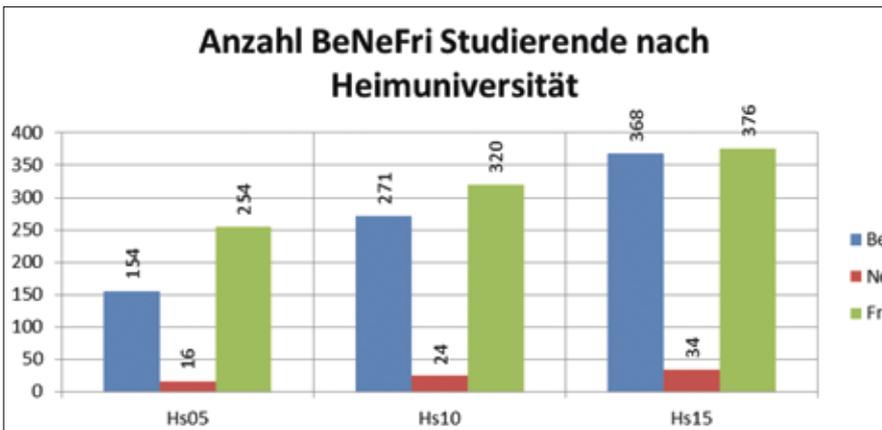
Auf Nachfrage, ob der veraltete Link aktualisiert oder entfernt werde, antwortet die Universität Bern, beziehungsweise deren Corporate Communication, dass die Benefri-Hauptseiten von der Universität Fribourg verwaltet würden. Diese überarbeite momentan ihren gesamten Internetauftritt. Gerade im letzten Sommer sei eine neue Vereinbarung unterschrieben worden, die unter anderem als Ziel habe, die Prozesse zu vereinfachen, so die Universität Bern. Eine allgemeine Auskunftsstelle zum Benefri-Netzwerk kann die Uni aber nicht angeben.

Die Variante CH-Mobilität

«Benefri ist bei uns nicht mehr sehr aktuell, seit es die allgemeine Mobilität zwischen Schweizer Universitäten gibt», sagt Thess Schönholzer, Studienleiterin des Departements Sozialwissenschaften. «Studierende mit dem Schwerpunkt Kommunikations- und Medienwissenschaft in Bern können im Bachelor Veranstaltungen in Fribourg oder anderweitig besuchen. Das tun sie vorwiegend über die Schweizer Mobilität». Kommunikations- und Medienwissenschaft gehört nebst Politikwissenschaften und Soziologie zum Departement Sozialwissenschaften.

Per Schweizer Mobilität stehen den Berner Studierenden prinzipiell alle Universitäten offen. Wer das erste Studienjahr an der Uni Bern abgeschlossen hat, kann so ein oder zwei Semester an einer

«Benefri ist bei uns nicht mehr sehr aktuell, seit es die allgemeine Mobilität zwischen Schweizer Universitäten gibt.»



Die Uni Bern schickt weniger Studierende als die Uni Fribourg obwohl Bern viel mehr Studierende hat als Fribourg. Die Uni Neuchâtel ist klar der Juniorpartner.

«Die interdisziplinären Osteuropa-Studien mit den vier Fachbereichen sind schweizweit einzigartig; das motiviert natürlich dazu, zusammenzuarbeiten.»

anderen Uni studieren. Um die auswärts erworbenen ECTS anerkennen zu lassen, sollte ein Learning Agreement abgeschlossen und Rücksprache mit der Studienberatung des jeweiligen Fachs genommen werden.

Benefri am meisten genutzt

Aus gesamtuniversitärer Sicht bleibt Benefri aktuell. Mit 368 Studierenden, die so während einem Semester in Fribourg oder Neuchâtel Vorlesungen besuchten, ist Benefri die meist genutzte Mobilität. Im Vergleich dazu: Im selben Semester absolvierten 131 Studierende ein Auslandssemester und die CH-Mobilität nutzten im vergangenen Studienjahr lediglich 17 Personen.

Beachtenswerterweise kommen bei allen Arten der Mobilität jeweils mehr Studis nach Bern, als dass Berner Studierende weg gehen. Das ist unter anderem auf das breite Fächerangebot der Uni Bern zurückzuführen. Mit dem Benefri-Programm kommen etwa gleich viele Studierende nach Bern, wie nach Fribourg und Neuchâtel gehen. Die meisten Benefri-Studierenden sind HauptfächerInnen der Erdwissenschaften, Informatik und Betriebswirtschaftslehre, dicht gefolgt von den SlavistInnen. Diese Fächer bieten Studienprogramme, die sich auf das Netzwerk abstützen. So der Master in Computer Science, Master in Bioinformatics and Computational Biology und die Studiengänge Earth Sciences und Eastern European Studies.

Studiengang dank Zusammenhängen

«Am intensivsten ist die Zusammenarbeit zwischen den beiden Universitäten im Einführungsstudium, den dieses setzt sich aus Kursen aller vier Bereiche zusammen», erklärt Julia Richers, Professorin für Neueste Allgemeine und Osteuropäische Geschichte an der Uni Bern. Die Osteuropa-Studien Bern-Fribourg sind ein Beispiel für einen jungen Studiengang, der in Zusammenarbeit mit Fribourg entstanden ist. Er gliedert sich in vier Studienbereiche: Geschichte, Kulturwissenschaften, Politikwissenschaft und Sozialanthropologie Osteuropas. Die ersten beiden werden in Bern, letztere zwei in Fribourg angeboten. Die Studienleiterin Julia Richers koordiniert gemeinsam mit der Studienberatung der Uni Fribourg den Lehrgang. «Der Studien-

gang gründet sich auf dem Benefri-Netzwerk, daher werden den StudentInnen auch die Zugfahrten rückerstattet. Die interdisziplinären Osteuropa-Studien mit den vier Fachbereichen sind schweizweit einzigartig; das motiviert natürlich dazu, zusammenzuarbeiten», erklärt die Studienleiterin. Nach der gelungenen Umsetzung der gemeinsamen Lehre stehe nun die Zusammenarbeit in der Forschung an.

Studierende, die sich von verstaubten Webseiten und dezentralen Regelungen abschrecken lassen, werden ihren Studiums-Perimeter kaum über Bern hinaus erweitern. Doch bei genauem Hinschauen ist Benefri ein funktionierendes Netzwerk, das viele Studierende nutzen und worauf sich komplette Studiengänge abstützen. **text, bilder: ak; grafik: Controlldienst Uni Bern**

Benefri – so geht es:

- Überlege dir, was du willst. Welche Veranstaltungen passen zu deinem Studienprofil? Was interessiert dich? Wo existiert ein entsprechendes Kursangebot? U.d.m.
- Kontaktiere den Studienberater, die Studienberaterin oder die Studienleitung deines Fachs. Falls Benefri nicht möglich sein sollte und du nur einzelne Vorlesungen besuchen willst, frage nochmals nach oder versuche ein Learning Agreement. Fahrkosten werden nur bei Benefri-Studierenden rückerstattet.
- Melde dich an, lasse deine Noten attestieren und lasse sie in dein Studienblatt eintragen.



Lea Emmenegger (23) studiert Archäologie und Geologie an der Uni Bern.

Was hast du an welcher anderen Uni studiert?

Ich besuchte zwei von sechs Archäometrikursen in Fribourg. Diese Kurse dauern jeweils eine Woche und Ende Semester gibt es je eine Prüfung.

Weshalb?

Naturwissenschaftliche Archäologie wird in Bern nicht angeboten.

Wie konntest du dich anmelden und die Leistungen anrechnen lassen?

Ich habe den Aushang bei uns im Institut gesehen und danach beim Institut für Geowissenschaften in Fribourg nachgefragt, ob es noch Platz hat. Nach dem Kurs erhielt ich eine Attestation und Ende Semester einen Brief mit den Noten, um sie eintragen zu lassen.



Dominic Passath (23) studiert BWL an der Uni Bern.

Was hast du an welcher anderen Uni studiert?

Die beiden obligatorischen Vorlesungen Bilanzierung und strategisches Management habe ich in Fribourg absolviert.

Weshalb?

Die Veranstaltung Bilanzierung habe ich in Fribourg gemacht, da die Vorlesung dort im Gegensatz zu Bern im Frühjahrssemester angeboten wird. Die Vorlesung Strategisches Management besuchte ich in Fribourg, weil die Veranstaltung als solche einen höheren Praxisbezug aufweist. Ausserdem finde ich es toll, dass die Vorlesungen in Fribourg etwas persönlicher sind, was unter anderem mit der Anzahl Studierenden zusammenhängt.

Wie konntest du dich anmelden und die Leistungen anrechnen lassen?

Die Anmeldung erfolgt jeweils über das Semesterkontrollblatt. Um sicher zu sein, welche Leistungen anrechenbar, sprich äquivalent sind, sollte man die Studienfachberatung kontaktieren. Nach Erhalt der Note muss man ein Gesuch um Anrechnung auswärtiger Leistungen stellen, damit sie angerechnet wird.



Leila Hostettler (22) studiert Psychologie und im Nebenfach Sozialwissenschaften mit Schwerpunkt Soziologie an der Uni Bern.

Was hast du an welcher anderen Uni studiert?

Einen Kurs der Sozialwissenschaften in Neuchâtel: Cours transversal MAPS, Les notions de culture et d'ethnicité en sciences sociales.

Weshalb?

Einen solchen Kurs gibt es in Bern nicht. Ich interessiere mich für Migration und werde in diesem Bereich noch weitere Kurse in Neuchâtel besuchen.

Wie konntest du dich anmelden und die Leistungen anrechnen lassen?

Auf der Institutsseite der Uni Neuchâtel sind alle Kurse aufgeschaltet. Dort habe ich die Veranstaltung entdeckt. Danach habe ich mit Neuchâtel und Bern ein Learning Agreement abgeschlossen. Sobald ich die Note habe, kann ich sie eintragen und anrechnen lassen.



Lorenz Stalder (28) studiert Recht im Master an der Uni Bern.

Was hast du an welcher anderen Uni studiert?

Ich besuchte Europäisches Verfassungsrecht, Internationaler Menschenrechtsschutz und internationales Privatrecht in Fribourg.

Weshalb?

Ich wollte eine andere Uni erleben. In Bern gibt es zum Internationalen Menschenrechtsschutz und dem internationalen Privatrecht Veranstaltungen im Rahmen von 10 ECTS. Beides interessierte mich, doch 10 Punkte mochte ich nicht machen. In Fribourg werden die entsprechenden Vorlesungen im Umfang von 5 ECTS angeboten.

Wie konntest du dich anmelden und die Leistungen anrechnen lassen?

Wenn ich mich richtig erinnere, musste ich ein Formular ausfüllen und an die Koordinationsstelle der Uni Bern schicken. In diesem habe ich angegeben, an welche Uni ich gehen will. Danach habe ich die Unterlagen und Zugangsdaten von der Uni Fribourg erhalten. Es war sehr simpel und unkompliziert.



digitec.ch

Bestseller: Notebooks & MFPs

Filialen in Basel, Bern, Dietikon, Kriens, Lausanne, St. Gallen, Winterthur, Wohlen und Zürich
Onlineshop unter www.digitec.ch – Gratis Lieferung in die ganze Schweiz

Bestseller



799.–
HP ProBook 440
G3

Leistungsstarkes Business-
Notebook mit grosser SSD.

- Entspiegeltes 14"-Full-HD-Display
- Intel Core i5-6200U, 2.3–2.8GHz
- 8GB DDR3L-RAM
- 256GB SSD
- Intel HD 520 Grafik
- Windows 10 Pro Artikel 5642681



1099.–
Asus UX303UA

Leistungsstarkes Ultrabook im edlen
Aluminium-Chassis.

- Entspiegeltes 13.3"-Full-HD-Display
- Intel Core i7-6500U, 2.5–3.1GHz
- 8GB DDR3-RAM
- 256GB SSD
- Intel HD 520 Grafik
- 3 × USB 3.0, HDMI, Mini-DisplayPort
- 32 × 22 × 1.9cm, 1.5kg
- Windows 10 Artikel 5618170

Bestseller



149.–
HP OfficeJetPro 8620
Farb-Tintenstrahl-MFP

All-in-One für professionelle Farbdokumente,
welche du auch von unterwegs drucken
kannst.

- All-in-One
- Bis zu 50% tiefere Druckkosten (vergleichbare Laserdrucker)
- WLAN, LAN, USB
- Druckt bis zu 21 S/Min. in s/w und 16.5 S/Min. in Farbe
- 250-Blatt-Papierschacht Artikel 2583566

Bestseller



inkl.
Reise-
gutschein

199.–
Canon MAXIFY MB5350
Farb-Tintenstrahl-MFP

Kompakter Tintenstrahl-All-in-One für langle-
bige Farbdrucke in Businessqualität. Ideal für
deine Vorlesungsunterlagen!

- Duplexdruck
- WLAN, Ethernet, USB, Apple AirPrint, Google Cloud Print
- Druckt bis zu 23 S/Min. in s/w und bis zu 15 S/Min. in Farbe
- 250-Blatt-Papierzufuhr, 50-Blatt-ADF Artikel 3486815